

## Politik um Frankreich

Stärkere Beziehungen über Frankreich — Südhauter Trost über Warschau — Aufgehobener Ausgleich Frankreich Italien

Herr Marquet ist Arbeitsminister im Kabinett Doumergue. Er gehört der Neosozialistischen Partei an und hat damit bisher deren allerdings nicht erhebliches Stimmengewicht in der Kammer für das Kabinett gebunden. Die Neosozialisten, eine Abspaltung von der marxistischen Hauptpartei, haben zeitweilig Anwendungen der Einsicht in staatliche Notwendigkeiten gezeigt, und das hat ihnen wohl auch den Eintritt in das Kabinett der Nationalen Union verschafft. Herr Marquet, im Verhältnis zu den jenseits schon recht bejahrten Mitgliedern der Doumergue-Regierung noch ziemlich jugendlich, übrigens energisch und mit einem gewissen Hang zur Initiative, tritt aus den Reihen der Partei als immerhin bemerkenswerte Persönlichkeit hervor. Man sagt ihm eine politische Laufbahn voraus. Etwas unklar ist allerdings schon seit längerer Zeit seinen Parteifreunden, warum er sich als „sozialistisch“ bezeichnet. Sie sind allmählich zu der Meinung gelangt, seine Neigung gehöre vielmehr jenen politischen Tendenzen, die auf ein stark autoritäres Regime hinaus wollen und die man in Frankreich, in Ermangelung einer genügend differenzierenden Nomenklatur, kurzweg als „faschistisch“ bezeichnet. Das gerade macht ihn allerdings für Herrn Doumergue, dessen innenpolitisches Streben ja auf die Stärkung der Regierungsautorität und die Zurückdrängung des Parlamentarismus abzielt, besonders brauchbar.

Herr Marquet hat es nun aber doch für richtig befunden, das Mantelstück der neosozialistischen Parteizugehörigkeit abzulegen. Es hatte ohnehin an Kurswert erheblich verloren, seitdem die Partei, trotz der Zugehörigkeit eines ihrer Mitglieder zum Kabinett, immer häufiger in die Opposition trat. Als Regierungspartei ist sie also nicht mehr einzuschätzen. Herr Marquet hat jetzt seine Beziehungen zu ihr gelöst. Er ist ausgetreten. Das wäre an sich noch nichts Bemerkenswertes. Er tat das aber mit einem Schreiben, in dem er sich recht offenhartig, und man muß beinahe schon sagen alarmierend, über die innenpolitische Lage Frankreichs äußert. Er schreibt darin: „Eine dramatische internationale Lage, ein desorganisiertes Land, das an sich selbst zu zerfallen scheint, die arbeitenden Klassen, die durch die Krise ebenso stark Schaden nehmen, wie sie durch den Krieg gerammt wurden — das ist die Wirklichkeit, mit der wir es zu tun haben.“

Sieht Herr Marquet zu schwarz? Daß die internationale Lage dramatisch ist, wird man ihm ohne weiteres zugestehen dürfen. Die Bezeichnung „dramatisch“ ist vielleicht sogar noch eine schönfärbende. Und das Land desorganisiert? Manche Anzeichen deuten darauf hin, daß der Bürgerkrieg nur noch mühselig aufrecht erhalten wird. Herr Marquet, der Vertrauensmann der Radikalsozialisten im Kabinett, hat es schon für richtig befunden, dem letzten Ministerrat nicht beizumohnen, weil er offenbar nicht zu Beschlüssen gedrängt werden wollte, die möglicherweise auf dem in einigen Tagen stattfindenden Kongress seiner Partei nicht gebilligt werden. Man weiß, daß die Radikalsozialisten den Doumergueschen Verfassungsplänen gegenüber festes Mißbehagen empfinden. Da sie die stärkste Gruppe der Nationalen Union sind, schwebt über dem Schicksal der Reformpläne noch völlige Ungewißheit.



Das Goldene Militärverdienstkreuz

Die Inhaber der im Bilde wiedergegebenen Verdienstmedaille trafen sich am 28. Oktober zu einer Wiedersehensfeier in der Reichshauptstadt. Das Goldene Militärverdienstkreuz wurde im Weltkrieg nur 1700mal verliehen.

Wenn man einen Mißerfolg hat, dann tröstet man sich am leichtesten darüber, indem man mit Genugtuung feststellt, es hätte auch noch schlimmer kommen können. Das ist eine beliebte Taktik im privaten Leben. In der hohen Politik tut man's aber nicht anders. Frankreich muß seit dreiviertel Jahren feststellen, daß der polnische Freund bei aller internationalen Höflichkeit ihm doch eine gewisse Verstandesläsle entgegenbringt. Er betrachtet die politische Freundschaft zwischen den beiden Staaten sozulagen als eine zweiseitige Angelegenheit und will nicht nur Objekt und Schachfigur in der Hand der Staatsmänner an der Seine sein. Von dem, was ihm politisch frommt, hat er seine eigene Ansicht, und an ihr orientiert er sein Verhalten zu anderen Staaten auch dann, wenn man in Paris etwas anderes möchte und über die Selbständigkeitsregungen in Warschau Enttäuschung und Unwillen empfindet. Jedenfalls hatte Herr Barthou die polnische Position in Osteuropa schon so gut wie abgeschrieben und sich auf andere Verbindungen eingestellt. Im Unterbewußtsein ist bei den Franzosen aber doch die Vorstellung lebendig geblieben, daß Polen nach der Extratour mit Deutschland eines Tages wieder in die französische Gefolgschaft zurückkehren werde.

Nun reiste Herr Gömbös, der ungarische Ministerpräsident, nach Warschau. Er ist für die französische Politik schon deshalb eine unangenehme Figur, weil er der stärkste Exponent der Revisionsbestrebungen im Osten und Südosten ist. Zwischen Warschau und Budapest haben immer

gute Beziehungen bestanden. Die Kommentare, die namentlich in der ungarischen Presse zur Warschauer Reise des Ministerpräsidenten geliefert wurden, waren etwas temperamentvoll und sind wahrscheinlich über die Konzeption des im Augenblick Erreichbaren an manchen Stellen hinausgegangen. Da stand allerhand von einer neuen großen Ost-Koalition, die Polen, Ungarn, und vielleicht Italien und Bulgarien umfassen sollte. In Paris wurde man unruhig. Man fühlte sich betrogen, Herrn Gömbös den Rat zu geben, die Reise nach Warschau gerade in diesem Augenblick zu unterlassen. Und in Warschau warnte man vor allzu großer Intimität mit Ungarn, das durch die angebliche Fuldung der kroatischen Konspiration gegen König Alexander bloßgestellt sei. Daß es sich dabei um eine ziemlich willkürliche Behauptung der französischen und tschechoslowakischen Presse handelte, wurde nicht weiter den Vordergrund gestellt.

Herr Gömbös reiste trotzdem. Und nun muß man verzeihen, dem französischen Publikum diese eben noch als höchst bedenklich und gefährlich bezeichnete Reise als höchst belanglos darzustellen. Also schreibt man, daß sie politisch nichts bedeute.

Was wird mit Italien? Das ist das große Fragezeichen der französischen Außenpolitik. Barthou hatte gehofft, in Rom die Ausöhnung mit Jugoslawien zustande zu bringen und damit im Süden und Südosten den französischen Ring um Europa zu schließen. Die Sache ist durch die jüngsten Ereignisse wieder etwas problematisch geworden. In Belgrad ist man mißtrauischer gegen Italien als vorher. Herr Laval, der anfänglich am 5. November nach Rom fahren wollte, hat seine Reise wieder verschoben. Er will auf jeden Fall erst die Genfer Ratstagung abwarten. Und dort kann es, namentlich angesichts der Beschlüsse der Kleinen Entente, noch einige Überraschungen geben. Muß die Veröhnungsaktion vertagt werden? Dann blüht dem Ausgleich Frankreich-Italien das gleiche.

## Wenn Königsfinder heiraten

Ein Herzogtum als Hochzeitsgeschenk — Mehr als 2000 Hochzeitsgäste

Von Wilhelm Klermann

Kur wenige Wochen noch, und England wird im Festesjubiläum schwimmen. Führt doch dann der vierte Sohn des Herrscherpaares, heute noch einfach als Prinz Georg bekannt, die griechische Königstochter heim, und im ganzen Lande rüstet man schon jetzt zu dieser Feier.

Schon werden in der Kanzlei des Erzbischofs von Canterbury, der die Trauung in der altherwürdigen Westminster-Abtei vornehmen wird, die Gänsefüße gezeichnet, mit denen der Trauchein unterzeichnet werden wird, eine Urkunde, genau nach historischen Vorbildern kalligraphisch schön ausgeführt. Dem Erzbischof werden die Bischöfe von London, Oxford und Winchester zur Hand gehen, während zwei Brüder des Bräutigams, der Prinz von Wales — wer weiß übrigens, daß er auf den schönen Namen David hört — und der Herzog von York, als Trauzugen auftreten.

Da das Haus Sachsen-Koburg, von dem ja auch die englische Königsfamilie einen Teil bildet, eine weit verzweigte Verwandtschaft besitzt, wird allein die Zahl der zur Hochzeit geladenen Angehörigen außerordentlich groß sein, zumal ja auch Prinzessin Marina — die übrigens keinen Trosten



Verheerung E. Adertmann, Romanzentrale Stuttgart 50)

Auch Otto war verlobt mit der Tochter eines Bankdirektors, Sofie Lorber, und beide Brüder sollten schon in einigen Monaten heiraten. Mit den künftigen Schwägerinnen, die jetzt ganz mit der Beschaffung ihrer Aussteuer beschäftigt waren, konnte Margaret so wenig über einen rein äußerlichen freundlichen Verkehr hinauskommen wie mit den Brüdern.

Wie hatte Margaret sich innerlich so einsam gefühlt als an den Tagen, da die Thren fröhlich beisammen saßen und sich der Familienzugehörigkeit freuten. Die Brüder ruhten dann aus von ihrer Arbeit, die Bräute waren da, scherzten und lachten, erheiterten die Eltern, und diese blickten freudig bewegt auf die Jugend, die neues Leben in das beschauliche Einzelne ihrer Tage brachte.

Margaret sah dann still daneben, zwang gequält einen freundlichen Gesichtsausdruck in ihr Antlitz und dachte wehmütig: „Es war einmal... auch für mich!“ Dazu kam, daß sie sich Tag und Nacht nach dem Kind sehnte, um Wladlo sorgte und sich Vorwürfe machte, beide verlassen zu haben.

Vergebens jagte sie sich immer wieder: „Ich konnte nicht anders, ich mußte so handeln, es war nicht länger zu ertragen!“

Eine Stimme in ihr wandte stets unbeirrbar ein: „Er war dein Mann, der Knabe dein Kind, du durftest sie nicht aufgeben!“

Auch Matija Jeglic's Worte fielen ihr oft ein: „Mütter sind dazu da, Opfer zu bringen.“

Sie hätte ausharren, sich in Kleinigkeiten fügen müssen, dann hätte man ihr das Kind wohl wieder gegeben. Und Wladlo wäre bei seinen glänzenden Ausichten und seiner Beliebtheit wohl auch nicht ewig Bezirksrichter in Spillersdorf geblieben. Dann — an einem andern Ort, wo der Geist der Seinen, dieser wilde fanatische Nationalinstinkt, nicht mehr beständig auf ihn eingewirkt hätte — wäre vielleicht alles wieder gut geworden....

Vielleicht! Sie spielte beständig mit dem Wort und ihre Träume gaukelten ihr ein Leben vor, wie sie es einst erhofft: frei von Haber, Zwist und Nationalitätenstreit, allein mit Wladlo und dem Kind....

Die Brüder, die wohl vergeben, aber nichts vergessen hatten, ahnten zuweilen trotz Margarets Verschlossenheit, was in ihr vorging. Otto, der Arzt, der immer mehr gemäßigter und mehr praktisch als überschwänglich veranlagt war, empfand oft Mitleid mit ihr. Er begriff sie sogar bis zu einem gewissen Grad. Margarets Leben war eben zerstört, man mußte trachten, sie zu erheitern und auf andere Gedanken zu bringen.... Das versuchte er immer wieder, dabei unterstützt von seiner Braut Sofie.

Hermann aber begriff durchaus nicht, daß ein Mensch wie Wladlo Jeglic Margarets Leben wirklich zerstört haben sollte. Es war krankhafte Schwäche, wenn sie überhaupt noch an ihn dachte, und diese Schwäche mußte man mit Energie bekämpfen. Seine Braut gab ihm darin völlig recht. Auch sie war eine begeisterte Deutsche und erklärte es für eine Jugendverirrung Margarets, daß sie sich je einbildete, einen Slowenen wirklich zu lieben.

„Nach allem, was sie dachmachte,“ jagte Zella Wunder, „kann sie nur froh sein, endlich von dem Menschen losgelassen zu sein. Und es ist Unsinn, zu glauben, daß ihr Leben nun zerstört sei. Margaret ist doch noch jung und hübsch! Du mußt darauf dringen, Hermann,

daß sie sich so rasch als möglich scheiden läßt, und dann suchen wir ihr einen netten deutschen Mann, mit dem sie glücklich wird!“

Den Gedanken einer Scheidung hatte Hermann Helmenichlag vom ersten Augenblick an, da Margaret heimgeführt war, leidenschaftlich verfochten. Leider bisher mit wenig Glück. Denn als er ein paar Wochen nach Margarets Ankunft das erste Mal davon anfang, erhob sie erschreckt abwehrend die Hände und bat ihn, doch davon nicht zu reden und ihr Ruhe zu lassen. Es sei ja alles gut, wie es sei, und um keinen Preis würde sie all die schmerzlichen Dinge, die sie fortgetrieben, vor fremden Augen noch einmal aufrollen....

Seitdem waren Monate vergangen. Die Hochzeit der Brüder, die als Doppelhochzeit gefeiert werden sollte, stand vor der Tür.

Margaret legte mit einem Seufzer der Erleichterung die mühsame Spitzenarbeit auf den Tisch und betrachtete ihr Werk. Es war ein Brauttaschentuch für Sofie, an dem sie nun schon seit Wochen vom Morgen bis zum Abend arbeitete, nachdem sie bereits ein gleiches für Zella angefertigt.

Gottlob, daß nun endlich beide fertig waren! Um die Arbeit war's Margaret nicht — wenigstens ging die Zeit darüber hin. Aber man stichelte so viel Gedanken hinein, wenn man stundenlang still dabei saß....

Draußen dämmerte es bereits stark. Ein kalter Novemberwind, der winzige Schneeflockchen vor sich hertrieb, legte durch die Straßen und raschelte in den gelben Blättern, die Rufen und Wege des Gartens bedeckten. Laublos standen die Bäume unter grauem Himmel. „Wie traurig der Herbst ist!“ dachte Margaret. „Wenigstens hier in der Stadt! Draußen in Spillersdorf war er stets bunt und farbenprächtig, bis dann der Schnee kam und alles mit einer weißen Decke überzog, glitzernd, geheimnisvoll und märchenhaft.“

(Fortf. folgt.)

griechischen Mädes in ihren Adern fließen hat — mit zahlreichen Fürstendauern verwandt ist. Dazu kommen die zahlreichen Mitalieder des englischen Hochadels. Es kann also damit gerechnet werden, daß der Festzug, der sich nach der Trauung zum Buckingham-Palast bewegen wird, rund 2000 Personen umfassen wird.

Eine derartige Feier dürfte den König von England, der die Kosten für die ganzen Hochzeitsfestlichkeiten anzubringen hat, ein schönes Stück Geld kosten, und keine geschäftstätigen Landeslinder sind denn auch schon eifrig dabei, auszurechnen, auf wie viel ihrem teuren Landesvater die Sache wohl kommen wird. Hunderttausend Mark gelten dabei noch als mäßige Schätzung, die weder die Hochzeitsgeschenke des Königspaares noch die kostbaren Roben enthält, die Königin Mary bei der Hochzeit selbst und bei den drei sich daran anschließenden Empfängen tragen wird.

Daß die Geschenke sehr kostbar sein werden, steht natürlich fest, wenn auch die Verleihung der Herzogswürde von Kent an den Prinzen Georg, die der König kürzlich schon vorher als Hochzeitsgeschenk ausgesprochen hat, weiter keine Unkosten mit sich bringt. Im übrigen erhält das junge Paar eine vollständige Ausstattung in Tafelsilber und Kristall, sowie wertvolle Juwelen, die Prinzessin Marina auf den Hoffestlichkeiten tragen wird.

Dies alles fällt, wie gesagt, nicht unter die erwähnten Hunderttausend, die gehen für ganz andere Dinge drauf. So z. B. ein recht beträchtlicher Teil, 150 000 Mark, allein für Rum, Genever und anderen Schnaps für die Flotte, die am Abend des Hochzeitstages natürlich auf das Wohl des jungen Paares trinken muß. Die Bejahungen der Queen Elizabeth, „Iron Duke“ und „Hawkins“, auf denen Prinz Georg seinerzeit Dienst getan, werden noch durch eine Extratration ersetzt werden.

Natürlich wird man auch das Landheer und die Luftflotte nicht vergessen. In den Offizierskasinos und in den Kantinen aller Regimenter werden Sekt, Wein und Bier in Strömen fließen, alles natürlich zu Lasten des großzügigen Königs Georg, der dafür, daß er eine so nette Schwiegertochter bekommt, nach aller Ansicht gern einmal tief in den Säckel greifen kann.

Einen nicht unerheblichen Betrag verschlingt auch die Errichtung der Tribünen für die Ehrengäste bei der Westminsterarbeit, wofür 20 000 Mark ausgeworfen sind. Demgegenüber können die sonst häufig recht beträchtlichen Aufwendungen für Blumensträuße innerhalb der Kirche als erstaunlich niedrig gelten, denn abgesehen von zwei Käfen mit Vösten werden keine Blumen zu sehen sein. Da wir gerade bei der Kirche sind, so sei erwähnt, daß für das Räuten der Gloden vor, während und nach der Trauung 250 Mark vorgezogen sind.

Was das Fest aber so besonders teuer macht, ist der Wunsch des Königspaares, es in einem möglichst großen Kreise feiern zu lassen. So schickt jedes Regiment, das nicht in London in Garnison liegt, eine Abordnung zu den Hochzeitsfestlichkeiten; die Reise bezahlt der König. Die Ehrenwache für den Bräutigam werden voraussichtlich keine alten Kameraden von der Marine stellen. Es läge nahe, für die legerenannten Kosten das englische Schahamt aufkommen zu lassen, dem sehr indessen eine gesetzliche Bestimmung entgegen, wonach die Staatskasse allein die Kosten für die Hochzeit des Königs, des Kronprinzen und der ältesten Tochter des Königs zu tragen hat. Also muß der letztere zahlen, und er zahlt auch wahrhaft königlich. Hat er doch allein für kleine „Rebenausgaben“ wie Kerzen und ähnliches 500 Mark vorgezogen.

Einen recht erheblichen Betrag machen dann die Empfänge sowie die Geschenke an die Vächter der königlichen Domänen am Hochzeitstage aus. Man rechnet dafür mit 50 000 Mark. Einer der Empfänge gilt dem Personal der Schlosser Windsor und Sandringham sowie des Buckingham-Palastes. Ein anderer den persönlichen Freunden des Brautpaares und den Inhabern der hohen Hofämter mit ihren Damen. Ein letzter endlich den Mitgliedern der Regierung, des diplomatischen Corps und anderen prominenten Persönlichkeiten des Landes. Hierfür allein rechnet man mit tauend Gesandten. Die Tischkarten dürften sich auf rund 15 000 Mark stellen, noch teurer aber wird der Hochzeitskuchen, der bei dem „Königlichen Frühstück“ angezückt werden wird. Denn keine oberste, dünn glasierte Schicht birgt noch englischer Sitte goldene Erinnerungstüde für die Gäste.

### Süddeutsche Musiker-Landesagung

Stuttgart, 23. Okt. Am Montag waren mit den württembergischen Kollegen die Vertreter der badischen Musikerschaft versammelt, um im großen Sitzungssaal des Rathauses über die Zukunft des Musikerverbands und die Aufgaben der deutschen Musikpflege zu beraten. Im Mittelpunkt stand ein Referat des Leiters der Landesmusikerschaft Südwest, Paul Schotte, der über ansehnliche Erfolge der bisherigen Tätigkeit der Organisation berichtete. Der Sorge um die erwerbslosen Berufsmusiker dient ein in Heilbronn eingerichteter Kurs zur Umschulung von Erwerbslosen in Chorleiter, und zwar in Gestalt eines Umschulungslagers, in dem die neuen Chorleiteranwärter die Chorgemeinschaft an sich selbst erleben. Für die Weiterbildung werden außerdem Schulungsordner eingerichtet. Wohlverdient für die Berufsmusiker wird sich auch die Anordnung vom 3. November 1933 auswirken, die die Erteilung von Musikunterricht an die Genehmigung durch die Reichsmusikkammer bindet. Besonders in Baden arbeiten schon jetzt an der Durchführung dieser Bestimmung die Arbeitsämter im engsten Einvernehmen mit den Ortsmusikern.

Bei einer großen Musikerversammlung im Stadtgartenaal sprach der Führer der Reichsmusikerschaft, Hanemann. Der Redner gedachte ehrend des berühmten Dirigenten Karl Muck, der in der schwäbischen Hauptstadt seinen 75. Geburtstag feiern kann. Präsident Bliet gab einen Rechenschaftsbericht über die bisherige Tätigkeit der Reichsmusikkammer. Vom Umfang der Musikerorganisation kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß sie 84 000 Berufsmusiker in 500 Ortsgruppen und 2200 Kompositionen umfaßt. Die bisherige Not unter der deutschen Musikerschaft wird augenscheinlich, wenn man erzählt, daß über 12 000 Musiker Wohlfahrtsunterstützungsempfänger sind und 3200 unter 100 RM. im Monat verdienen.



Zum Besuch Gömbös' in Warschau

Marshall Piłsudski hatte mit dem in Warschau zu offiziellem Besuch gewesenen ungarischen Ministerpräsidenten Gömbös eine Unterredung, an der auch der polnische Außenminister Beck teilnahm. Auf unserem Bild von links nach rechts: Außenminister Oberst Sed. Marhall Piłsudski, Ministerpräsident Gömbös.

### Rundgebung des württembergisch-hohenzollerischen Galkäsegewerbes

Stuttgart, 23. Okt. Unter außerordentlich zahlreicher Beteiligung aus dem ganzen Lande veranstaltete der Gau Württemberg-Hohenzollern im Reichseinheitsverband des Deutschen Galkäsegewerbes am Montag seinen ersten Gau-Galkäsetag. Nachdem eine Kreis- und Bezirksverwalterkonferenz sowie Tagungen der einzelnen Gau-Gruppen vorausgegangen waren, wurde der Dienstag einer großen öffentlichen Kundgebung vorbehalten. Gauverwalter Kisch, Stuttgart begrüßte die Versammlung, indem er auf die Bedeutung und Schlagkraft des Einheitsverbandes hinwies. Er teilte mit, daß der Präsident des Reichseinheitsverbandes, Goertel-Berlin, infolge Krankheit am Erscheinen verhindert war. Nach einem kurzen Gedanken an die Toten insbesondere an den verewigten Reichspräsidenten und Generalfeldmarschall von Hindenburg, eröffnete der Gauverwalter die Arbeit, Dr. K i m m i c h, den Reden der Ansprache. Mit Freude stellte er fest, daß sich heute alle Gruppen im Gauwirts- und Beherbergungsgewerbe zusammengesunden hätten.

In längeren Ausführungen sprach er sodann über die Durchführung der Betordnung der nationalen Arbeit. Es gebe keinen Unterschied mehr zwischen dem Betriebsführer und der Galkäsearbeit. In eindringlichen Worten führte er den anwesenden Galkäsewirten als Betriebsführer die hohe Verantwortung vor Augen, die sie gegenüber der Volksgemeinschaft und dem Staat haben. Der Betrieb sei ein Teil der deutschen Volkswirtschaft und die Grundlage sowohl des Betriebsführers als auch der Galkäsearbeit. Der Redner schloß mit der Mahnung: „Seid ernst und treu.“ Hierauf überbrachte der Gaubetriebsgewerkschaftsführer der NS-Faga, K l e r i n g s, herzliche Grüße Reichsorganisationsleiter M i c h t e erklärte eine Reihe von organisatorischen Fragen, so die neue Anordnung des Reichswirtschaftsministeriums über das Galkäsetagegeld und dessen Durchführungsbestimmungen. Er verteidigte sich im Einzelnen über die Meldepflicht und das Meldeverfahren oder Konzeptionspflichtigen Galkäse- und Schankwirtschaften einsehl. des Beherbergungswesens. An die Konzeptionsstellen richtete er die Bitte, darauf zu achten, daß keine neuen Konzeptionen gewährt würden. Das Endziel müsse überhaupt die Verringerung der Galkäsearbeiten sein. Solche Betriebe, die nicht lebensfähig seien, sollten allmählich ausgemerzt werden. Gauverwalter B o c k l -Berlin behandelte Berufsfragen. Die Arbeitslosigkeit sei in erster Linie der Grund für den Niedergang des deutschen Galkäsegewerbes gewesen. Erst wenn alle Volksgenossen wieder in Arbeit ständen, könne es weitere Belebung erfahren. Die Wirtschaft müsse man nicht von der Kapitalseite her betrachten, sondern von der Arbeit und der Arbeitsbeschaffung ausgehen, denn sie sei der Herzschlag der deutschen Wirtschaft. Uebergehend zu der Senkung der Bierpreise wandte er sich scharf dagegen, daß die Bierpreislenkung nur auf dem Rücken der Galkäsewirte ausgetragen werden soll. Es müßte so weit kommen, daß das Bier als wahres Volksgetränk angesehen werden könne, daß auch der arme Volksgenosse sich wieder ein Glas Bier leisten könne. Mit den Denunzianten und Mißmachern in den eigenen Reihen setzte sich der Redner weiterhin mit nicht mißzuverstehenden Worten auseinander und forderte auf zu sachlicher, von nationalsozialistischem Denken getragener Mitarbeit.

### Zum Wohle des Ganzen!

Wir sparen! Wer wollte das leugnen? Aber sparen wir auch alle richtig? Wenn es möglich wäre, alle Sparrer zusammenzubringen, was für ein Gemisch verschiedenster Einstellungen dem Leben, dem harten Leben und seinen Erfordernissen gegenüber würde das ergeben. Diese gewaltige Heerschau deutscher Menschen könnte man in zwei Teile gliedern, nur um eine grobe Scheldung vorzunehmen: Die einen, die immer den Spruch auf den Lippen haben: „Sicher ist sicher!“, legen ihr Geld in den Kasten oder verstopfen es irgendwo, wie Eichhörnchen, die Käse rasch und möglichst ungeschrien vergraben. Die anderen vertrauen ihre Ersparnisse einem deutschen Geldinstitut an.

Nein, wir wollen nicht Bodmesser spielen und in gut und böse scheiden! Wohl aber in richtig und unrichtig. Das um so mehr, als im neuen Deutschland dem Sparrer ein wesentlich höherer Wert zukommt, als das je in vergangenen Zeiten der Fall war.

Der nationalsozialistische Staat kennt nur einen Willen, ein Ziel, einen Gedanken: Das Wohl des Ganzen. Wie aber kann erspartes Geld, das dem Volksoermögen gleichzusetzen ist, der einen — sozial gerichteten — gigantischen Kraftanstrengung dienen, wenn es in der Stidluft der Kassetten, Truben und Taschen liegt? Es kann nicht dienen, nicht sich selbst, nicht der Wirtschaft, aus der es gezogen ist und zu der es zurückkehren muß.

Der Nationale Spartag will eine Mahnung für die sein, die ihr Geld im Dunkeln verborgen haben! Diese Mahnung: Stellt euch nicht beiseite, damit ihr nicht denen aleicht, über die die nationale Erhebung hinweggegangen ist und nach denen sich umzublicken sie keine Zeit mehr hat.

Ihr könnt das Spargut auf die Sparkassen, Banken oder Kreditgenossenschaften tragen, oder es in Wandbriefen und Anleihen anlegen, immer dient es uns allen und damit dem deutschen Volk.

### Rundfunk

Freitag, 26. Oktober:

- 8.45 Frauenfunk
- 10.15 Schulfunk — Stufe 3: Große Männer und Frauen aus Deutschlands Vergangenheit und Gegenwart: Hauptmann Voelte
- 10.45 Lustige Musik
- 12.00 Aus Bremen: Mittagskonzert
- 13.15 Nach Frankfurt: Ade, ihr Sommertage
- 14.20 Aus Frankfurt: Wirtschaftsbericht für die Saar
- 15.30 Aus Stuttgart: Kinderstunde: Fahrt in den Herbst
- 16.00 Aus Worzheim: Nachmittagskonzert
- 18.00 Aus Stuttgart: Jitterjugend-Funk fürs Jungvolk: Zentile Pimpf auf Reisen
- 18.30 Nach Leipzig: „Gar lustig ist die Jägerer“
- 19.45 „Erzähle Kamerad!“
- 20.10 „Das Geschenk von Canterville“
- 21.30 Aus Mannheim: Kammermusik
- 22.15 Nach Frankfurt: Saarländer sprechen
- 22.30 Sportvorlauf
- 23.00 Aus Hensburg: Abendmusik
- 24.00 Aus Stuttgart: Nachtmusik.

### Leibls-Angebote

Zum 90. Geburtstag des großen deutschen Malers am 23. Oktober

Der Gutmütige

In Kibling, dem Bauerndorf in der Nähe Münchens, hatte sich Leibl eingemietet und arbeitete an seinem Bild „Der Gutmütige“. Als Helfer diente ihm eine geräumige Bauernstube, in der es furchbar viele Fliegen gab. Leibl beauftragte einen Bauernjungen, die Fliegen wegzufangen; vielleicht hätte er andere Mittel gegeben, die lästigen Insekten loszuwerden, aber es mochte dem Künstler Spaß machen, den kleinen Piffikus bei der Fliegenjagd zu beobachten. Für 20 Fliegen gab es einen Pfennig, und eine Papierdüse nach der andern wurde gefüllt. Aber die Fliegen wurden nicht weniger. Tag um Tag kletterte der Bub an den Fenstern herum und haschte Fliegen von früh bis spät. Schon hatte er sich einen harten Taler verdient, doch war immer noch keine Abnahme der Fliegen zu bemerken. Bis ihm Leibl endlich hinter die Schliche kam. Der Junge tödete die Gefangenen nicht, wie ihm befohlen war, sondern er ließ sie abends, wenn Leibl im Wirtshaus bei seinen bäuerlichen Kampagnen saß, in der Kalkstube einfach wieder fliegen. Leibl legte: „Ein raffiniertes Vöckel ist schon; ans Maul häßt es was verdient, aber bringt mich zum Lachen!“

Der Maler

Eines Tages ging Wilhelm Leibl mit dem Freiherrn von Verfall am See spazieren, mit dem Gewehr über der Schulter; sie wollten den Hor, den Seenvogel schießen. Verfall ging voraus und blieb einen Augenblick stehen. Da rief Leibl ihm zu: „Weißt du, ich will dich malen!“ Er rasste nach Hause, holte Malgerät und hing an. Nach einiger Zeit hat Verfall, sich aus seiner sehr unbequemen Stellung, mit diesem hochgelegten Bein, den herumgeworfenen Kopf und den verdrehten Armen, rühren zu dürfen. Aber Leibl bedrohte ihn mit lächerlicher Züchtigung, wenn er seine Stellung auch nur um einen Millimeter verändere. Da der Hüte Leibl körperlich weit härter war als der Baron, blieb das unglückliche Modell noch stehen; und als Verfall dann nach weiteren Stunden schließlich halb ohnmächtig sein Modellstehen ausgeben mußte und neugierig sehen wollte, was nun Leibl in dieser Stundenlangen fanatischen Arbeit auf die Leinwand gebracht hatte, da stand nichts auf der riesigen weißen Fläche als ein talergroßes Stück des Lodenhutes. Keine Stige, keine Kohlstreife, keine Komposition, gar nichts, als ein kleiner Fleck Lodenhut. Dieser aber vollendet bis ins letzte. Das war der Anfang von Leibls berühmtem Gemälde „Der Jäger“.

Der Kritiker

Ein Münchener Maler zeigte Leibl die berühmte Lithographie von Daumier, in der ein Maler in der Landschaft vor seiner Staffelei sitzt, hinter ihm ein zweiter, ein dritter und so fort in unendlicher Reihe. Der erste studiert die Natur, der zweite kopiert den ersten, der dritte den zweiten usw. „Sehen Sie“, lachte Leibl, „da haben Sie die ganze Münchener Kunst!“

Der Vortrater

Als Leibl während der Arbeiten an seinem bekannten Gemälde „Drei Frauen in der Kirche“ den Kopf der jungen Bäuerin beendet hatte, fragte er seinen Freund Spertl um sein Urteil. „Der Kopf ist gut“, meinte Spertl, „er könnte aber noch besser sein“. Da trahnte Leibl den Kopf wieder von der Leinwand herunter und malte ihn neu. Am nächsten Tage hat er Spertl wieder um seine Meinung. „Ja, weißt du“, bemerkte dieser zögernd, „gestern war er doch besser“. Da aber fuhr ihm Leibl wütend an: „Warum hast du das nicht gleich gestern gesagt, du Idiot!“

Druck und Verlag: W. Kiefer'sche Buchdruckerei in Altenfeld Hauptdruckleitung: A. Kauf. Anzeigenleitung: Gust. Wögnitz Altenfeld, D. M. d. L. N. 2100

